



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Biographien und Briefwechsel

Nietzsches Leidensweg zum Individualismus. Man ist daran gewöhnt, Briefe als Dokumente einer Persönlichkeit zu betrachten und zu werten. Wie weit eine solche Wertung bei den Briefen Nietzsches berechtigt ist, das erscheint aber recht zweifelhaft. Man muß nämlich eine Eigenart des Brieffschreibers Nietzsche beachten, auf die Richard Döhler in der Einleitung zu seiner Auswahl von Nietzsche-Briefen, die im Inselverlag erschienen ist (1911. Preis 3 M.), hinweist. Er sagt: „Freunde, Verehrer, Berufsgenossen, Mitstreibende, Angehörige, sie alle werden in der Tiefe ihrer individuellen Besonderheit auf eine so verbindliche Weise (in Nietzsches Briefen) berührt, daß man begreift, wie lebhaft sie sich immer wieder zu dem Spender dieser Herzensgaben hingezogen fühlen mußten.“

Das ist unbedingt wahr. Nietzsche, der Prediger des absoluten, des starren Individualismus, paßt sich mit ungeheurer Empfindlichkeit für die gegenspielende Persönlichkeit deren Eigenart an. In den Briefen an die Mutter ist er der gute Sohn, der die Mutter Sorge durch leicht humoristische Berichte über sich und sein äußeres Leben zu beschwichtigen und — von seinem inneren Leben abzulenken sucht, in den Briefen an die Schwester der etwas väterlich protegierende ältere Bruder, der wandlungsfähigste in den Briefen an die Freunde: herablassend-belehrend an Deussen, achtungsvoll anerkennend, wenn auch nicht durchaus billigend an Gersdorff, rückhaltlos hingehend an Erwin Rohde.

Die Briefe an die Freunde sind noch am ehesten dazu geeignet, uns einen Zug in der

Persönlichkeit Nietzsches zu zeigen, der bestimmend für sein ganzes Leben und für seine ganze weitere Entwicklung geworden ist. Wir lernen aus ihnen Nietzsche den Freundschaftsfucher kennen. Dieser Unterton, das Suchen nach dem Gleichgestimmten, dem Mitstreibenden, dem Verstehenden, nach dem Freunde, klingt aus allen Briefen, er ist der Grundton in ihnen, er muß daher echt sein — man mag sich sonst zu dem dokumentarischen Wert der Nietzsche-Briefe stellen, wie man wolle.

Die Briefe, die Döhler zusammengestellt hat, lassen nun genau die Phasen verfolgen, in denen sich dieses Freundschaftsbedürfnis entwickelt, wie trotz dieses Freundschaftsbedürfnisses Nietzsche allmählich aus dem Freundeskreise hinausgedrängt wird oder, durch seine Entwicklung getragen, selbsttätig aus ihm hinaustritt — in die Einsamkeit.

Die goldene Zeit für Nietzsche, den Freundschaftsfucher, leuchtet in den Studienjahren zu Leipzig, im Kreise gleichstrebender Philologen, zu Füßen des anregenden und innerlich wie äußerlich machtvoll fördernden Lehrers Ritschl. Alte Pfortener Schulfreundschaften werden fortgesetzt, neue angeknüpft und entwickelt; im Kreise Leipziger Freunde lernt Nietzsche Wagner kennen.

Als Leipziger Philologe fühlt sich der Professor der Philologie noch sehr, sehr lange, weit über die erste Baseler Zeit hinaus. Aus dem Fachkreise der Philologen tritt er erst hinaus nach Veröffentlichung der „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“. Wie sehr ihn dieses Hinaustreten schmerzte, das beweisen seine Briefe an Ritschl, an Gersdorff, vor allem an Rohde (Nr. 44, 45, 48 bei Döhler).

Dennoch erwächst das alles nur aus der folgerichtigen Entwicklung von Nietzsches Gedankenwelt. Schon in Leipzig war das starke Band des engsten Freundeskreises Schopenhauers Philosophie gewesen. Dieses Band hält die nächsten Freunde auch nach der Geburt der Tragödie zusammen. Aus dem Schopenhauerschen Gedankenkreise her tritt Nietzsche aber in Basel in den benachbarten und geistesverwandten Wagners.

Von nun an ist es dieser Boden philosophisch-ästhetischer Gedankengänge, auf dem Nietzsche mit Enthusiasmus Freunde sucht und findet.

Auch diese Periode hat aber keine Dauer. Seine Entwicklung treibt ihn auch über Wagner hinaus, er muß sich auch aus diesem Kreise lösen. Mit welchem Schmerze er es getan hat, ist bekannt, davon zeugt er selber in seinen Briefen vielfach (vgl. z. B. Nr. 80 u. 84 unserer Ausgabe).

Dazu kommt, daß es nicht nur die Richtung seiner Gedankengänge ist, die Nietzsche, den Menschen, dem alles daran lag, Gleichgestimmte, Gleichgesinnte, für seine Schriften zustimmenden Widerhall und Beifall zu finden, zum Einsamen macht; sein körperliches Leiden greift immer mehr um sich, verbannt ihn immer häufiger aus der Mitte der Gesunden, der Lebenden, und verdammt ihn zur Zurückgezogenheit oder zum Wandern, zum unsteten Ziehen von Ort zu Ort, um das Klima zu suchen, daß dem Leidenden ruhige Tage und Nächte verspricht.

So klingen die Briefe aus der letzten Periode, der italienischen Wanderzeit Nietzsches, wider von Klagen über seine Einsamkeit, hervorgerufen durch diese zwei Ursachen: Krankheit und Abfall der nicht mehr verstehenden Freunde.

Ich glaube, man hat die Wirkung dieser erzwungenen Einsamkeit auf die Entwicklung der individualistischen Gedankengänge Nietzsches bisher noch zu wenig beachtet und noch nicht genügend hoch gewertet.

Gerade die individualistische Gedankenwelt Zarathustras bildet die letzte, tröstende und stärkende Zuflucht für den vereinsamten Nietzsche, dessen ganze Seele dennoch auch jetzt noch immer sucht und klagt nach zustimmenden Freunden, der seine einsame Größe, von der

er selbst sich mit Gewalt überzeugt, auch aus dem Munde der Vielen anerkannt hören möchte. Man denke an seine Freude über die Vorträge von G. Brandes in Kopenhagen (vgl. Nr. 147, 149, 150 der Auswahl).

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erscheint Nietzsches extremer Individualismus als die letzte Waffe des vereinsamten Zarathustra gegen die Verständnislosigkeit der Bielzublienden, den Abfall der Freunde; denn er führt zum Stolz, und er führt zur Verachtung.

Und dennoch klingen aus den Briefen dieser letzten Zeit für den aufmerksamen Leser leise, aber deutlich vernehmbar schon die ersten grossenden Töne des nahenden Endes heraus, der Geisteskrankheit, welche Nietzsches Individualismus in seinem Schoße trug. Man darf die psychischen Einflüsse und Erregungen, die für Nietzsche mit seiner Vereinsamung zusammenhängen, in seiner Krankheitsgeschichte nicht zu niedrig einschätzen. Man hat vielleicht bisher die physiologisch-organische Seite bei den Forschungen, die sich mit der Pathologie Nietzsches beschäftigen, zu sehr betont und einseitig berücksichtigt; ich möchte hier die Wichtigkeit der psychischen Faktoren daher ausdrücklich betonen, sie tragen mit einem großen Teil der Schuld am schließlichen Zusammenbruch.

Mag es Zufall, mag es Absicht des Herausgebers gewesen sein: die vorliegende Auswahl läßt uns die Wirksamkeit gerade dieser Motive mit außerordentlicher Stärke fühlen, sie zeigt uns das Zugrundegehen eines großen Menschen an ihnen und bietet uns daher in engem Rahmen und in dieser gedrängten Form um so eindrucksvoller eine Tragödie in ihrem ganzen Verlaufe dar, nämlich die Tragödie: Friedrich Nietzsche.

Dr. W. Warstat-Altona

Die Feier, die zu Wilhelm Raabes achtzigsten Geburtstag geplant war, verwandelte sich in eine erhebende Gedächtnisfeier im Braunschweiger Hoftheater, in deren Mittelpunkt eine formvollendete ergreifende Rede von Wilhelm Brandes stand, die wohl das Beste und Schönste enthielt, was bisher über den großen Dichter und edlen Menschen gesagt und geschrieben worden ist. Sie wird allen denen, die sie gehört, unvergeßlich bleiben und wird, denn

ich, manchen, der bisher noch abseits stand, zu Naabe hinführen. Der „Eckart“, der ja schon immer so treulich für den Braunschweiger Dichter eingetreten ist, wird diese Rede in seinen nächsten Hefen abdrucken, und sie wird da hoffentlich auch in weiteren Kreisen ihre werbende und begeisterte Kraft ausüben. Zu dieser schönen Gabe, die Wilhelm Brandes, der in die Tiefen und den Reichtum der Persönlichkeit und des Lebenswerks von Wilhelm Naabe eingedrungen ist, wie kaum ein zweiter, dem toten Freunde als Weihgegruß zum achtzigsten Geburtstag darbrachte, gesellten sich nun zwei Naabebücher, die mir in hohem Grade geeignet scheinen, nicht bloß der großen, treuen Naabegemeinde, sondern auch noch vielen, vielen anderen als Führer zu Naabe zu dienen: **„Der junge Naabe“** von **Herm. Anders Krüger** und der **„Wilhelm Naabe - Kalender“** herausgegeben von **Otto Eßter** und **Hanns Martin Eßter**. Hermann Anders Krüger hat die feinsinnigen und gehaltvollen Aufsätze über Naabe, die er im Eckart hat erscheinen lassen, zu einem schmucken Bändchen vereinigt (Leipzig, Xenien-Verlag). Darin erzählt er zunächst höchst anziehend und auf beste Quellen gestützt des Dichters äußeren Lebensgang und schildert seine innere Entwicklung bis zum Jahre 1859. Auch die, die ihren Naabe zu kennen meinen, werden darin manches Neue und Unbekannte finden. Darauf würdigt er Naabes Erstlingswerke **„Die Chronik der Sperlingsgasse“**, **„Ein Frühling“**, **„Halb Mähr halb mehr“**, **„Die Kinder von Finkenrode“**, geht den Quellen und Anregungen nach, ohne in die jetzt vielfach übliche Sucht, Entlehnungen aufzuspüren, zu verfallen, verbreitet sich über des Dichters Sprache und Stil, Technik und Charakteristik. Auch wird mit manchen schiefer unüberwältlichen Irrtümern und falschen Anschauungen, wie z. B. Naabes sogenannte Abhängigkeit von Jean Paul (hoffentlich endgültig) aufgeräumt. Besonders lehrreich ist der Vergleich der beiden Fassungen von **„Ein Frühling“**, der den lebhaften Wunsch in uns erweckt, daß recht bald eine neue Auflage der ganz verschollenen ersten Ausgabe dieses köstlichen Buches erscheinen möge. In einem umfangreichen Anhang bietet Krüger ein vollständiges chronologisches

Grengboten IV 1911

Verzeichnis alles dessen, was Naabe geschrieben, auch der nicht in Buchform erschienenen Aufsätze und Gedichte, und eine überaus reiche Zusammenstellung der bisher über Naabe veröffentlichten Bücher und Aufsätze. Das warmherzige, ehrliche Buch möge recht viele empfängliche Leser und Käufer finden.

Das zweite Buch, das den großen Toten zu seinem achtzigsten Geburtstag grüßt, ist der Naabekalender, den Otto und Hanns Martin Eßter haben erscheinen lassen (Berlin, G. Grote). Wenn vielleicht mancher, der von Naabe wenig kennt, an der Berechtigung für ein solches Buch zweifeln sollte, so möchte ich ihm die Worte entgegenhalten, mit denen Eugen Wolff seinen Aufsatz über die Lebensmächte der Naabeschen Dichtung (Seite 59 des Kalenders) beschließt: **„So ist das Bekenntnis zu Wilhelm Naabe ein Freimaurergeichen geworden. Und fragt man uns, welches ist das Werk, zu dem ihr zusammenwirkt? — so lautet die Antwort: wir bauen am deutschen Leben. In einer Zeit andringender Verfälschung, Veräußerlichung und Abbröckelung begann unser Meister die Tiefen des deutschen Lebens auszuschöpfen; und als sich seine Lebenssonne neigte, gewährte noch der letzte Strahl den tröstenden, beglückenden Ausblick, wie der Strom seiner Dichtung ins deutsche Leben zurückflutet. ...“** Der Dichter, der in seinem Erstlingswerk als Dreiundzwanzigjähriger ausrief: **„Vergesse ich dein, Deutschland, großes Vaterland, so werde meiner Rechten vergessen“**, und der fünfundsiebzehn Jahre später seinem letzten vollendeten Romane als Geleitswort das Wort des Freiherrn v. Stein mitgab: **„Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland!“** — dieser Dichter hat dem deutschen Volke ein Vermächtnis hinterlassen, das den weitesten Kreisen zugänglich zu machen heilige Pflicht ist. Und dieser Aufgabe will der Naabekalender dienen. Gleich dieser erste Jahrgang bietet uns reiche Gaben: hinterlassene Gedichte Naabes und Kernsprüche aus seinen Werken, rührend schöne und herzliche Worte von Wilhelm Jensen, der dem Dichter fast ein halbes Jahrhundert lang in Freundschaft verbunden war, wertvolle Aufsätze über Naabes Heimatstätten und verschiedene Seiten seines Schaffens, huldigende Gedichte auf ihn und Briefe und Brieffrag-

mente von ihm, die wohl geeignet sind, neben dem Dichter auch den edlen, liebenswerten Menschen ins rechte Licht zu stellen. Zu diesem reichen Inhalt kommen noch seine künstlerische Beigaben, zumeist zum erstenmal veröffentlicht: Bildnisse von Raabe, Zeichnungen von seiner Hand, Bilder von Gedentstätten seines Lebens.

Raabes Erzählung „Unseres Herrgotts Kanzlei“ ist in der Kreuzschen Verlagsbuchhandlung zu Magdeburg soeben in achter Auflage erschienen (Preis M. 6.—).

Robert Lange = Leipzig

Literatur

Ludwig Speidel als Feuilletonist. Ludwig Speidel wurde am 11. April 1830 in Ulm geboren, kam aber bereits 1853 nach Wien, wo er im Jahre 1906 starb, nachdem er in einigen Jahrzehnten eine kritische Berühmtheit der Donaufstadt gewesen war. Er war insofern Journalist, als er im Dienst der Tagespresse stand. Er schrieb keine dicken Bücher, ließ vielmehr lose feuilletonistische Blätter in das Leben des Tages hineinflattern. Diese losen Blätter aber wirkten so stark, wie Bücher nur selten zu wirken pflegen. Nichtsdestoweniger war Speidel selber nie dazu zu bewegen, sie zu sammeln. Und wer mühte nicht einräumen, daß seine Bedenken verständlich waren?

Der Tageschriftsteller braucht nicht — wie der Schriftsteller im allgemeinen — das Interesse für seinen Gegenstand zu wecken, denn sein Gegenstand ist der erste Punkt der Tagesordnung, ist die aktuelle Angelegenheit, von der sowieso alle Welt spricht. Es fällt ihm auch nicht schwer, ihn farbig darzustellen, er braucht ihn im Grunde nur zu nennen, damit seine Leser ihn sofort lebendig vor sich sehen. Denn seine Leser erleben ja den Gegenstand wie er selber. Er ist der Schriftsteller des gegenwärtigen Tages, und der gegenwärtige Tag hat immer Farbe, während hinter uns die Vergangenheit matter erscheint oder in tiefes Dunkel versinkt. Er macht Eindruck schon durch seine Stellungnahme, durch sie schon ruft er Gegnerschaft, Haß, Freundschaft und Zustimmung hervor. Der Tag trägt seine Arbeiten schnell empor, aber darum verschwinden sie auch so leicht mit dem Tage. Die

Zeit ist der Bundesgenosse und der gefährlichste Gegner des Feuilletons. Nach einigen Jahren ist ein blühendes Feuilleton bereits eine welcke Blume. Die verschiedenen sachlichen Standpunkte, um die man sich beim Erscheinen erhitzte, sind von der Entwicklung hinweggesetzt. Was vormalig kühn war, ist inzwischen selbstverständlich oder gar lächerlich geworden. Anspielungen, die beim Erscheinen jeden titzelten, versteht niemand mehr. Nichtsdestoweniger aber freuen wir uns doch, daß der Verlag Meyer u. Jessen in Berlin alle Bedenken überwunden und eine Speidel-Ausgabe veranstaltet hat, von der bis jetzt vier Bände vorliegen.

In einem Aufsatz über den jetzigen Wiener Burgtheaterdirektor Baron v. Berger sagt Speidel: „Zum Kritiker bringt Berger die geeigneten Naturgaben mit. Er ist ein Denker und er ist fast ein Dichter. Dieses ‚fast‘ ist viel. Nur der Kritiker, der wenigstens ein Verwandter des Dichters ist, wird uns über Werke der Dichtkunst mehr als oberflächlich unterrichten können.“ Was Speidel mit diesen Worten ausspricht, klingt sehr selbstverständlich, ist aber nichtsdestoweniger ein Problem. Es ist schon wahr, daß ein dichterischer Einschlag im Grunde erst den Kritiker macht, aber ebenso wahr ist, daß ein derartiger Einschlag einen Kritiker völlig ruinieren kann. Es kommt ganz auf die Art und Weise an, in der das dichterische Element seinem Wesen beigemischt ist. Es kann ihn vornehm, liebenswürdig und verständnisvoll, es kann ihn aber auch unglücklich, neiderfüllt und verächtlich machen. Speidel ist in dieser — wie übrigens in vielen anderen Beziehungen — ein Glücksfind gewesen. Auch er ist „fast“ ein Dichter, aber der poetische Einschlag hat sich mit seinem ganzen gesunden Wesen in glücklicher Harmonie vermählt. Was an poetischem Gehalt in seinem Wesen steckt, ist für ihn wie eine verborgene Sonne, die seine Lettern mit Schönheit durchleuchtet. In einigen Feuilletons ist er mehr Dichter als Schriftsteller, und selbst wo er kein Dichter ist und nach der Sachlage auch gar keiner sein darf, fliegt oft noch ein feiner poetischer Schimmer über die Linien. Der Dichter, der in ihm steckt, hat es ihm auch unmöglich gemacht, in die häßliche Manieriertheit zu verfallen, in die sonst Feuilletonisten (und nicht zum wenigsten die Wiener Feuilletonisten) im Interesse der

„Wirkung“ zu verfallen pflegen. Es ist entsetzlich, bis zu welcher Unnatur sich so ein Feuilletonist verlieren kann, wenn er durch Kunststücken zu verbergen sucht, daß keine Kunst in ihm steckt. Er schneidet Grimassen, er verrenkt seinen Sägen alle Glieder, nur damit sie „originell“ aussehen sollen; er preßt die Sprache zu Wortbildungen, die ihr völlig fremd sind; er ersezt den funkelnden Stich des Witzes durch den Ratterndiß der Infamie; er quält sich redlich ab, um die dürftige Leere seiner Natur zu verbergen, und erreicht doch nur, daß uns in seiner Gesellschaft ein schlichter stiller Mann als ein Geschenk des Himmels erscheinen will. Von all diesen Talmentücken hat Speidel sich ferngehalten. Er ist, was unter Feuilletonisten eine Seltenheit zu sein scheint, eine deutsche Natur geblieben, eine deutsche Natur, die aus den besten Brunnen der deutschen Kultur getrunken hatte. Obwohl ihm die feuilletonistische Pointe selbstverständlich nicht fremd ist, erkaufte er sie doch nie durch Unnatur. Wo sie ihm kommt, kommt sie ihm mühelos, gelassen, graziös. Und wenn ihm keine kommen will, schreibt er seine reine, echte, deutsche Sprache ruhig weiter, im festen Vertrauen darauf, daß sein Deutsch auch ohne feuilletonistische Pointen zu lesen sein werde.

Ob es nun recht war, diese Feuilletons zu sammeln? Ich sagte bereits: ja. Einmal zeigen selbst Aufsätze, die in den sechziger Jahren geschrieben sind, noch heute frische Farben, was an sich schon eine Leistung ist, vor der man Achtung haben muß; zum anderen aber finden sich eingesprenzte kritische Wahrheiten, eingesprenzte kritische Federzeichnungen, die auch über den besonderen Anlaß hinaus ihren Wert behalten. Speidels schriftstellerische Kraft ist so groß, daß sie nicht der Vergessenheit anheimfallen darf. Er verdient die Gesamtausgabe, die ihm geworden ist; er wird auch seine Leser erfreuen, wenn sie ihn lesen, wie er gelesen werden muß. Man kann vier oder mehr Bände gesammelter Feuilletons natürlich nicht in einem Zug durchlesen; dann ist der Eindruck zu kaleidoskopartig. Wenn man aber bald dies und bald jenes genießt, wird man oft und gern in die Gesellschaft eines Mannes zurückkehren, der unter allen Umständen ein vornehmer schriftstellerisches Talent war, wie ansehnlich

seine kritische Haltung in manchen Punkten auch gewesen sein mag.

Erich Schlaifjer = Groß = Flottbeck

Tagesfragen

Eine juristische Definition: „Eigentum ist ein rechtlicher Begriff, der am Entwicklungsanfang des Rechts formalistischen Prozesses stehend, sich historisch entwickelt hat. Es kann sich nicht darum handeln, die evolutionistische Grenze des Eigentums über das Vergeltungsrecht hinaus zu finden, denn auch das Tier hat einen animus rem sibi habendi, sondern nur darum eine Entwicklungsmöglichkeit des Eigentumsbegriffs aus dem Vergeltungsrecht zu versuchen. — Die These ergibt sich aus der Geschichte eben jenes indogermanischen Rechts: Das Eigentum ist eine historisch durch ins Vergeltungsrecht irradiierende Ideen gewordene Funktion des Diebstahlskampfes. Der embryonale Eigentumsbegriff der Übergangsperiode ist die Funktion einer formalen (d. h. unter Irradiation der Hochgerichtsdeide stehenden) Abart des vergeltungsrechtlichen Diebstahlsstreites. Die Möglichkeit der schlichten Lage — unter Irradiation weiterer Ideen geworden — bedeutet den Beginn des Rechtsrechtes: das Eigentum ist alsdann die Funktion der Übereignung —, in dem der Streit fingiert ist und zu einem Akt freiwilliger Gerichtsbarkeit wird. — Die Fiktion steht am Anfang des Rechts.“ So zu lesen S. 32 in „Methodologische Vorstudien zu einer Kritik des Rechts“ von Heinz Rogge, mit einem Geleitwort von Josef Kohler. Berlin und Leipzig 1911. Verlag von Dr. Walter Rothschild. Preis 1,50 M. Kohler sagt im Vorwort: „Die Gefahr einer jeden Jurisprudenz ist die Scholastik; man spricht auch von Begriffsjurisprudenz.“ Was ist nun obige Definition des Eigentums?

Heinrich Reuß = Hamburg

Ausverkaufte Häuser. Früher „hatte“ sie das Theater, während es jetzt, namentlich in den großen Städten, oft nicht besser besucht ist als der Nachmittagsgottesdienst. In der Tat: das Publikum kann anderswo besser auf seine Rechnung kommen. Angenehm prickelnde Sportereignisse mit weitgehenden Unfallchancen, Kinematographenhöhlen mit aufregenden Darstellungen sowohl — als auch; es ist schier

ein Unrecht, daß in den großen Kliniken noch nicht öffentlich amputiert und operiert wird. Aber die Feinschmecker wissen etwas Besseres: sie fahnden nach Zuhörerplätzen bei Sensationsprozessen. Das gibt mit voller Sicherheit ausverkaufte Häuser. Allerdings ist ein gewöhnlicher Fall von Einbruch oder Mord schon nicht mehr unbedingt zugkräftig, aber dafür stieg der Skandal im Liebhaberverle. Eine zukommende Presse sorgt zwar, daß jedermann am Abend tunlichst nacherleben kann, was sich an den Schranken begab; doch das reizt sie nur, die Klatschhungerigen Seelen. Man müßte selber mitgenießen, was für ein Gesicht der oder die Angeklagte bei der oder jener Aussage machte, wie der Verteidiger sich benahm und wie das Pitante so eigentlich herausgebracht wurde. Ein alter Globetrotter hat einmal behauptet, die Spanier würden nie auf Stiergefechte verfallen sein, hätten sie immer ein öffentliches Gerichtsverfahren gekannt. Nun, wir dürfen auf den tierquälerischen Sevillaner stolz herabblicken, denn im Lande des Tier-schutzes interessiert es natürlich weit mehr, zuzusehen, wie Menschen bei der Qual bestehen, wie ihre Nerven zucken und ihre Fassung wankt. Das war ja gerade das Schöne an den Allensteiner Prozessen: eine Angeklagte an der Grenze des Irzsinns garantierte eben vorweg die ersehnten Zwischenfälle. Wie kann übrigens eine als wissenschaftlich berufene Nation mit Bewußtsein human empfinden, wenn sie nicht genau studiert, was jenseits davon liegt, — nicht wahr? Aber die intelligenten Leser der Hunderttausendpresse, die Ableger ihrer Tageslogik, wollen auch die mit Recht beliebten Studien des sozialen Milieus nicht versäumen. Man Sorge dafür! Bon; ein schmieriger kleiner Prozeß, bei dem aber ein geborener Graf auftritt und erzählen kann, wie man Schwiegersohn eines Millionenhauses wird — oder auch nicht — das wäre z. B. ganz der gesuchte Handel. Und so geht der

Kampf um die Plätze im stückig engen Raume los. Ausverkaufte Häuser wegen eines Einblicks in Salons, deren Rang von vornherein nur in der Hinterhausphantasie ernsthaft strittig war! Diese Menschen mögen keiner Schonung wert sein — verdienen sie aber Aufmerksamkeit? Der Grafentalender zählt 1096 Seiten engen Drucks und ist immer noch unvollständig, die Liste der Hochbesteuerten hat ebenfalls ziemlichen Umfang, aber beide schätzbaren Verzeichnisse gewährleisten zunächst nichts weiter als die äußere Eigenschaft, welche die Überschrift nennt. Ob der junge Aristokrat seine Wechsel auf Heiratsaussichten oder Pferdeträufe hin prolongiert erhielt, ob es in Berlin W. gutes Essen und böse Mütter oder schlechtes Essen und gute Töchter, mit weiteren Kombinationen ad infinitum, zu geben pflegt, ob die Lebедamen der öffentlichen Tanzsäle noch immer vor Gericht so aussehen wie bis zur Langenweile bekannt, — das alles zusammen liefert vielleicht soziale Magenmusik, aber keinen Stoff, der das geringste publizistische Interesse daran rechtfertigen könnte. Selten ist so deutlich hervorgetreten, wie hoch schon die Fertigkeit ausgebildet worden ist, rein nach Belieben ausverkaufte Häuser der Themis zu bewirken. Sollte die schon gekennzeichnete Tagespresse, deren Schuld das jedesmal ist, hierbei nur die Vermittlerrolle spielen, dann um so bedenklicher für den Charakter ihres Betriebes! Merkwürdig genug, daß man in den sonst so empfindlichen Kreisen wirtschaftlicher Potenz die nun schon tonangebende Herrschaft der Sensationsblätter gleichsam als Verhängnis betrachtet und alle Konsequenzen miterduldet. Es mag billiger sein, als einmal energisch große Mittel im großen Stil aufzuwenden, damit der Ochlokratie das Hände-reißen vergeht. Noch ist es nicht lange her, daß auch der kleine Mann sich schämte, gewisse Blätter aus der Tasche zu ziehen und vor anderen Leuten zu entfalten. D. O.

